

Bilder aus dem Spätmittelalterlichen Basel nach der Amerbach-Korrespondenz

Autor(en): **Mühl, Theodora von der**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **22 (1954-1955)**

Heft 3

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-758573>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

BILDER AUS DEM
SPÄTMITTELALTERLICHEN BASEL
NACH DER AMERBACH-KORRESPONDENZ

Von Theodora Von der Mühl

Johann Amerbachs Wohnsitz, das Haus «Zum Kaiserstuhl», das er 1483 erworben hatte, stand an der Rheingasse, im kleinen, am rechten Ufer des Rheins gelegenen Teil der Stadt, nicht weit von der Kartause, dem für Amerbach bedeutungsvollen und damals in höchstem Ansehen stehenden Kloster. Amerbachs Druckerei aber lag im großen Basel hinter dem Fischmarkt, in einem Gebäude, das heute noch am zum Petersplatz aufsteigenden Totengäßlein erhalten ist.

Somit führte der Weg zur Werkstatt den Druckerherrn über die Rheinbrücke. Im 13. Jahrhundert erbaut, bildete sie zwischen Konstanz und dem Meer eine der wenigen festen und fahrbaren Verbindungen von einem Stromufer zum andern. Auf ihren über teils hölzernen, teils steinernen Jochen geschlagenen Balken und Brettern herrschte reger Verkehr. Den Eingang ins große Basel schloß ein Tor, dessen Inneres als Gefängnis diente und dessen Rheifront mit einem mächtigen Reiterfresko von der Hand des Malers Hans von Tiefenthal aus Schlettstadt geschmückt war, bekannt aus einer Darstellung in Diebold Schillings Chronik.

Wenn Amerbach beim Gang zur Arbeit seinen Blick vom Gewimmel der Schiffe und Flöße auf dem Wasser, vom Getümmel der Ritter, Bürger, Soldaten, Landstreicher und Bettler, der Bauern und Fuhrleute, Wagen, Karren und Tiere auf der Brücke hinwegwandte und stromaufwärts zu dem auf hohem Fels ruhenden Münster schaute, konnte er neben dem vor dem Konzil beendeten Georgsturm das langsame Emporwachsen des nach dem heiligen Martin benannten Turmes beobachten, bis an der Wende des Säkulums und der Zeitenwende, im Juli 1500, von Gerüst und Hebekran befreit, die Kreuzblume den schlanken Turm krönte und den Bau des Münsters beschloß.

Zu jenem Zeitpunkt war der aus Franken stammende Buchdrucker seit sechzehn Jahren Basler Bürger, seit sechzehn Jahren ein seßhafter Familienvater. Seine Frau, die Tochter eines Basler

Gürtlermeisters Ortenburg, hatte ihm fünf Kinder geschenkt, von denen vier am Leben waren.

Aus den fortlaufend erscheinenden Bänden der Amerbach-Korrespondenz, die herauszugeben und zu bearbeiten das unschätzbare Verdienst von Dr. h. c. A. Hartmann ist, tritt der Nachwelt jetzt zum erstenmal das geistige und das tägliche Leben der berühmten Drucker- und Gelehrtenfamilie und ihrer Umwelt in Erscheinung und vermittelt eine Fülle von Anregungen, ja Entdeckungen für den Gelehrten und für den Laien Begegnung mit den ewigen Gesetzen, in denen sich «des Daseins Kreise vollenden».

Ehe Amerbach sich als Meister der jungen, «freien Kunst» des Buchdruckens in Basel niederließ, hatte er in Paris den Grad eines Magister Artium erworben und war während seiner Wanderjahre, in jener Zeit, da für den Gebildeten Lateinisch selbstverständliche Ausdrucksform war, von Sprachgrenzen unbehindert durch Italien gezogen und hatte sich in Rom und Venedig aufgehalten.

Es war das Rom Pauls II., des Papstes, der Antiken sammelte und sich vom Palazzo Venezia aus, der für ihn erbaut worden war, am bacchanalischen Schauspiel von Karnevalssumzügen mit ihren Darstellungen von Göttern, Nymphen und Genien ergötzte, der auf dem Platz vor seinem Palast dem Volk Speise austeilten ließ und vom kleinen Balkon des ersten Stockwerks Geld unter die Menge warf; es war das Rom, in dem Welle um Welle die fürchterlichsten Pestepidemien wüteten und im Sommer 1468 einen Höhepunkt erreichten, wo aber im Winter dieses selben Jahres Kaiser Friedrich III. auf seiner zweiten Italienfahrt nochmals verweilte, und da sich den Bewohnern der Ewigen Stadt zum letztenmal in der Geschichte des Abendlandes der Anblick bot, die zwei höchsten Häupter der Christenheit unter einem Baldachin vereint bei der Weihnachtsprozession durch die Straßen reiten zu sehen. Einige Jahre zuvor hatten zwei Deutsche, Sweynheim und Pannartz, aus Mainz kommend, als erste die ungeahnte Kräfte bringende Errungenschaft Gutenbergs nach Rom gebracht und, sei es auf der Flucht vor der Pest, sei es, weil ihrem Handwerk in der Stadt am Tiber kein Interesse entgegengebracht wurde, ihre ersten Bücher im nahe gelegenen Kloster von Subiaco herausgegeben.

Auch in Venedig arbeiteten schon Vertreter des von Amerbach erwählten Berufes. Damals hatte die Zerstörung des byzantinischen Reiches die ersten Schatten auf die politische Macht der glorreichen Dogenrepublik geworfen. Vor Negroponte erlitt die venezianische Armada 1470 eine schwere Niederlage. Um nach dem Sieg der Türken an diesen Rache zu üben, fuhr Pietro Mocenigo mit der gesammelten Flotte aus, führte sie an die Küste Kleinasiens und

zerstörte Smyrna. Aber noch war der Name Christoph Kolumbus' unbekannt, und weiterhin brachten stolze Gallionen Schätze zu Füßen von San Marco, beherrschten die Venezianer den Handel mit dem Orient; in den sich aus dem Wasser erhebenden Kirchen der Lagunenstadt schmückte Giovanni Bellini Marmoraltäre mit der göttlich milden Harmonie seiner Madonnen und Engel. Venedigs erste Buchdrucker waren die Brüder Johannes und Wendelin von Speyer, und zu großem Ruhm sind in späterer Zeit die dortigen Frühdrucke durch die Ausgaben des Franzosen Nicolas Jenson gelangt, der, einst Münzmeister Karls VII., als Typenschneider in jener Zeit alle anderen überragte.

Jedoch die Anfänge des neuen Handwerks, dessen schmucklose Erzeugnisse und dessen Vertreter mit den schwer auszusprechenden fremden Namen, fanden bei den zisalpinen Mäzenen wenig Anklang. Am Hofe des jungen Lorenzo Magnifico blieben die Kopisten und Miniaturenmalers in Ehren, und Federigo, Herzog von Urbino, der große Sammler kostbarer Geisteswerke, sagte, er würde sich schämen, eines dieser gedruckten Bücher zu besitzen.

Johann Amerbach hat Zeit seines Lebens unbeirrbar an die Mission geglaubt, heilige Schriften einem weiten Kreis von Menschen zugänglich zu machen. Seine Lehr- und Wanderjahre haben ihn auch nach Deutschland geführt, nach Nürnberg, zu Anton Koberger, mit dessen Offizin er, nachdem er in Basel sein eigener Herr und Meister geworden war, in dauernder Verbindung geblieben ist.

In seine Pariser Studienzeit fällt seine Begegnung mit dem auf sein Leben, Wesen und Werk bestimmend einwirkenden Lehrer, mit dem aus Stein bei Pforzheim stammenden Johannes Heynlin de Lapide, dem kämpferischen Vorläufer der Humanisten nördlich der Alpen, dem leidenschaftlichen Bibliophilen. Von Heynlin wurde, gemeinsam mit seinem savoyardischen Kollegen Fichet, an der Sorbonne die erste Pariser Druckerei errichtet, eine Presse, aus der noch vorwiegend die Werke weltlicher Autoren hervorgegangen sind, unter ihnen Cicero und Sallust. Den Schülern sprach Heynlin von seiner Freude, in den Hörsälen immer mehr und mehr die Namen des klassischen Altertums zu vernehmen. Und doch, bei aller Begeisterung blieb er hellhörig für die Gefahren unbeschränkter Aufnahme heidnischer Bildung. Schon damals, in der ersten Bezauberung durch die wiederentdeckte Antike, hatte sein Humanismus nichts mit den Gedankengängen gemein, die die Zeit der Renaissance den vorchristlichen Denkern entnehmen wird. Seine Beglückung lag in der Aufgabe, die lateinische Sprache von den Schlacken des Mittelalters zu reinigen. Fichet hat in einer Epistel die Leistungen des gelehrten Kollegen bei der

Drucklegung eines Buches gepriesen, seine hervorragenden Textvergleichen und -verbesserungen gerühmt. Der Brief schließt mit den Worten: «Du bringst durch deinen Fleiß Licht in die lateinische Literatur, die unseres Zeitalters Unkenntnis mit Finsternis umhüllt hatte. Welch barbarisches Ansehen hatten 'ihr die Fehler der Abschreiber verliehen! Du aber verjagst endlich dieses Unwesen aus unserer Lutetia Parisiorum!» Als geschulte Handwerker der Buchdruckerkunst hatte Heynlin die drei sogenannten «alemannischen Brüder» aus Basel nach Paris berufen. Einige Jahre später sollte wiederum er zum Anlaß werden, daß sein Freund und Schüler Johannes Amerbach sich als Buchdrucker Basel zum Wirkungskreis erkoren hat.

Johannes de Lapide, der Rastlose, kannte die Rheinstadt, kannte ihre Papiermühlen, ihr geistiges Leben, ihre Universität. Hier hatte er, seine theologischen Studien unterbrechend, von 1464 an drei Jahre gelehrt, war als Kämpfer gekommen und hatte es erreicht, der unter dem Namen Realismus oder «alter Weg» bekannten Richtung der Scholastik, neben der an der Basler Hochschule seit deren Gründung die philosophischen Studien allein beherrschenden, vor allem von Heidelberg ausstrahlenden, Nominalismus oder «neuer Weg» genannten Richtung, Zulaß und gleichberechtigte Geltung zu verschaffen.

1474 kehrte er, ein weiterberühmter Mann, Theologieprofessor und der erste Deutsche, dem an der Sorbonne die Würde des Rektorates zuteil geworden war, nach Basel zurück. Ihm folgten drei andere, wie er auf den Namen Johannes getaufte, für das geistige Leben der Stadt bedeutungsvolle Männer.

Johannes Wessel von Groningen war der eine, älter als die andern beiden, hochangesehen in der Gelehrtenwelt und geistig so unabhängig, daß die Reformationszeit ihn einen Vorläufer Luthers nennen wird. Papst Sixtus IV. hatte ihn aufgefordert, sich eine Gnade zu erbitten. Er wünschte sich nicht Aemter noch Ehren, nichts als eine Bibel auf hebräisch und griechisch aus der Vatikanischen Bibliothek. Mit diesem Schatz verließ er Rom. Die Legende will wissen, er sei nach Griechenland und bis an die Ufer des Euphrat gereist. Sicher ist, daß er, wie kaum ein anderer Gelehrter seiner Generation, die hebräische Sprache beherrscht hat.

Und von ihm hat der andere, der mit Heynlin nach Basel gekommen war, hat Johannes Reuchlin die Kenntnis dieser Sprache erworben. Reuchlin, kaum zwanzig Jahre alt, immatrikulierte sich an der Universität und wurde ein Studiengenosse Sebastian Brandts. Für seinen großen Gelehrtenruf bedeutungsvoller als seine 1477 erfolgte Promotion zum Magister der freien Künste war

seine Beherrschung der hebräischen und griechischen Sprache. Auch um Griechisch zu lernen, hatte sich ihm in Basel eine im deutschen Sprachgebiet einzigartige Gelegenheit geboten in der Person des Andronikos Kontoblakos, einem Griechen, der nach der Eroberung des byzantinischen Reiches durch die Türken als Flüchtling hier seine Wohnstätte gefunden hatte.

Dieses Aufleben der alten Sprachen hat sich für den dritten der durch Heynlin nach Basel Geführten, für Johannes Amerbach, fruchtbar ausgewirkt. Auf Ansporn seines großen Lehrers bereitete der Buchdrucker eine neue Bibelausgabe vor, gegenüber der Vulgata zum erstenmal nach hebräischen und griechischen Quellen verbessert. Die erste von vielen Auflagen ist 1479 erschienen.

Johannes Wessel von Groningen verbrachte seine letzten Lebensjahre in seiner Heimat, den Niederlanden. Reuchlin zog schon 1478 als Hofmeister des jungen Baslers Hieronymus Zscheckenbürlin wieder nach Frankreich, und das von großem Widerhall begleitete Wirken seiner reifen Jahre spielte sich im Herzen der Ereignisse, in Deutschland, ab.

Den Buchdrucker Amerbach hat Basel festgehalten wie später auch seine Söhne. Diese sind Menschen der Renaissance geworden, Sammler weltlicher Kunst, Verehrer des Erasmus von Rotterdam. Ihr Vater hat durch sein Handwerk zu den Vorboten der Neuzeit gehört, in seiner geistigen Haltung ist er dem Manne, der ihn bis über den Tod hinaus in der großen Linie seiner Verlegertätigkeit beeinflußt hat, ist er Johannes Heynlin de Lapide treu geblieben. Eine kurze Schilderung vom Wirken dieses Menschen in der Wahlheimat des Druckerherren drängt sich auf.

Heynlin hat Paris, hat die Sorbonne verlassen, ist nach Basel gekommen und Prediger geworden. Jahrelang hatte er die Kämpfe zwischen Realismus und Nominalismus verfolgt, sich für den «alten Weg», der an der Einheit des geistlichen Prinzips und der christlichen Anschauung festhält, eingesetzt und den «neuen Weg», dessen anarchistische Folgen er fürchtete, abgelehnt. Zuletzt in Paris hatte er als einer der fünfzig illustren Doctores aller Fakultäten und Nationen an der auf Geheiß Ludwigs XI. durch dessen Beichtvater Bischof Boucard einberufenen Versammlung einem harten Kampf zwischen den zwei gegnerischen philosophischen Richtungen beigewohnt, doch ungewohnt still, ohne hervorzutreten. Es war kein Kampf mehr wie andere, frühere, keine Gegenüberstellung verschiedener Grundbegriffe; es war nur noch ein auf schale Ebene herabgesunkener Streit um Lehrfragen gewesen, darum, entweder nach Art der Nominalisten bloß eine äußere, formale Virtuosität in vollendeter Weise zu beherrschen oder, was die

Realisten verlangten, vor allem den Inhalt der mittelalterlichen Seinslehre zu erfassen, ein Wortgefecht der Spitzfindigkeiten mit dem Ergebnis eines Ediktes, das in starrer Form, unter Androhung strenger Bestrafung, das Lehren und Verbreiten der nominalistischen Doktrinen für ganz Frankreich verbot, ein Edikt, das sich nicht halten können und nach sechs Jahren wieder aufgehoben worden ist. Solche entartete Scholastik des späten Mittelalters führte den nun im reifen Mannesalter von etwas über vierzig Jahren stehenden Heynlin zur Abkehr von der Universität, von gelehrten Disputen und dem abgegrenzten Hörerkreis der Studenten, führte ihn, welcher die alte christliche Lehre, die Bibel selbst, zum Grundstein seines Denkens setzte, welchem Leben und Schaffen Vorstufe für das Jenseits war, auf die Kanzel, vor das Volk.

Er wurde in Basel festangestellter Prediger zu St. Leonhard, der Kirche, wo der Heilspiegelaltar stand, dessen Seitenflügel, von Konrad Witz gemalt, über den Bildersturm von 1529 hinaus wie durch ein Wunder erhalten geblieben sind.

Konrad Witz war, gemäß seinem Handwerk, Mitglied der Malerzunft «zum Himmel» gewesen, und die Gesichter auf den uns bekannten Tafeln, ob der himmlischen Wesen, der biblischen Gestalten oder der Heiligen, tragen die Züge von Zeitgenossen aus des Künstlers Umgebung. Dem Kopf König Davids könnte ein Zunftmeister Modell gestanden haben; der heilige Bartholomäus, der das Messer so kerzgerade vor sich herträgt, mit dem König Astyages ihm die Haut abziehen wird, schreitet im herrlichen Faltenwurf seines weißen, mit Gold und Edelsteinen gesäumten Mantels, das rote Buch in der linken Hand, gesammelten Blickes wie ein zielbewußter Handwerker, der zur Messe geht. Ecclesia könnte seine Tochter sein und die Synagoge im leuchtend gelben Kleid, mit ihren verschleierte Augen und den in schmollender Trauer gesenkten halboffenen Lippen, ein reuiges Bürgermädchen nach der Beichte.

Und wie die Maler des Mittelalters zum Schmuck des geheiligten Raumes, anders als später, beim Einbruch der Renaissance und ihrer Darstellung entrückter Schönheit, das Nahe, Alltägliche im frommen Bild verklärten, so wandte sich nun auch Heynlin an die Gläubigen, die, wie er selbst gesagt hat, «ungeübt waren im Hören des Wortes Gottes», mit Gleichnissen und Gestalten aus einer menschlich nahen Vorstellungswelt.

Der große Theologe, der in allen Formen strenger Scholastik und Disputation Gewiegte, sprach die Sprache des Volkes. Zur Erläuterung eines Textes aus der Erzählung vom kananäischen Weibe und dessen vom Teufel übel geplagter Tochter schildert er

eine fiktive Begegnung: Ein armes, verängstigtes «fröwlin» kam eines Tages in Paris zu ihm und bat ihn um ein Mittel zur Heilung ihrer Tochter, ihrer von Sünde gepeinigten Seele. Wie für das kananäische Weib, so sei auch für sie Jesus allein der Arzt, antwortete er. «Wie kann ich zu ihm gelangen?» fragte die Verzagte. «Das soll dir Schwester Caritas sagen, doch mußt du zuvor eine kostbare Salbe besitzen, um mit deren Balsamdüften diese versöhnende Liebe anzulocken.» «Wie heißt die Salbe?» wollte «fröwlin bekäntniß», wie Heynlin sie nennt, wissen. «Sie heißt Gnade.» «Wo finde ich sie?» «In einer Apotheke, Barmherzigkeit genannt.» «Fröwlin bekäntniß» ging hin, jedoch, gleich wie das kananäische Weib, fand sie beim erstenmal kein Gehör, niemand öffnete ihr. Enttäuscht kehrte sie zu Heynlin zurück. «Wende dich an Schwester Weisheit», riet er. Das Fröwlin gehorchte; aber Weisheit schickte sie zu ihrer Tochter Glaube und diese zu Hoffnung. Hoffnung aber wies sie an ihre Dienerin Buße, und diese wollte sie den drei demütigen Mägden Reue, Beichte, Genugtuung überlassen. Da kehrte «fröwlin bekäntniß» entmutigt zu Heynlin zurück, um zu fragen, ob sich das nicht umgehen ließe. Er erklärte ihr die drei Wahrheiten über die Reue und gebot ihr, nach Hause zu gehen und die nächsten drei Tage über das Gesagte nachzudenken. Solches hieß der Prediger zu St. Leonhard nun auch seine Zuhörer tun: Nachdenken über ihre Sünden und ihre Reue und drei Tage später, am Fest des heiligen Petrus, der die Schlüssel der Apotheke hüte, wiederzukehren, um dann zu erfahren, was weiter er dem «fröwlin bekäntniß» gesagt und geraten habe.

Dies ist ein Beispiel unter vielen von der Weise, in der Heynlin es verstand, seine dumpfen Hörer zu wecken und von einer Predigt zur andern in Spannung zu halten. Sein Erfolg war groß und sein Ruhm breitete sich aus. Er wurde als Gastprediger nach Bern berufen, nach Urach, Baden-Baden, und in Tübingen wirkte er nochmals auf kurze Zeit an der Universität. Doch 1484 kam er wieder nach Basel zurück und setzte sich jetzt fest zu bleibender Statt. Er wurde Kanonikus «auf Burg» und übte das Amt des Münsterpredigers aus.

In der Kathedrale, wo hinter dem Lettner vor dem Hochaltar unzählige, zum Teil von großen Engelsfiguren getragene Kerzen brannten, deren Flammen Silber, Gold und Edelsteine der Monstranzen und Kelche und die Brokate der Priestergewänder aufleuchten ließen, wo, an hohen Feiertagen enthüllt, die goldene Altartafel ihren Glanz ausstrahlte, wo im Halbdunkel der Seitenschiffe Lichter vor den vielen Motiv- und Messealtären flackerten, wo im hochgewölbten Mittelschiff von der Empore die in den Bur-

gunderkriegen erbeuteten Fahnen herabhingen, stand Johannes Heynlin de Lapide auf der für ihn erbauten Kanzel aus rosa Sandstein, die noch heute in Gebrauch ist. Er predigte, gewaltig an den Gewissenspforten des Volkes rüttelnd, prangerte die seit den Zeiten des Konzils wuchernde, von Regsamkeit, Reichtum und gedrängt vitalen Kräften genährte Sittenverderbnis an, mahnte die Obrigkeit an ihre Pflichten. Der an Aristoteles geschulte Humanist eiferte nun gegen die Erforschung heidnischen Altertums, heidnischer Autoren. Unter dem Gesims der Kanzel, auf dem Fries, zwischen den dargestellten Figuren, schlingt sich ein Spruchband; die Wahl der darauf eingemeißelten Worte stammt vom Prediger Heynlin. Aus kurzen Bibelstellen aneinandergereiht, mahnen sie die Gläubigen: «Höret, ihr Tauben, schauet her, ihr Blinden, denn der Tag ist nahe.» Heynlin rief auf zur Buße.

In jenen Zeiten der Seuchen, des schwarzen, des gewaltsamen Todes führte der Sensenmann mit alt und jung den Reigen. Die Einsicht, mitten im Leben vom Tod umfassen zu sein, steigerte Gegensätze, sammelte die Lebenskraft zur unbändigen Lust, die gewährte Frist mit Genuß und Sinnenfreude zu erfüllen, weckte aber auch Zerknirschung, Bußfertigkeit und Loskauf von Sünde durch Geld und gute Werke. Für Heynlin bedeutete auch dies, wie es in einer seiner späteren Predigten heißt, «eitle Ruhe», die der Mensch «in dem Gefängnis dieses Lebens, in Reichtum, Wollust und Ehren» sucht. Die Welt sei wie ein schlauer Gastwirt, sagt er weiter, der seinen Gästen die Mahlzeit salzt, damit sie Durst bekommen.

Heynlin, dieser Streiter für Gott im Kampf mit dem Teufel um die menschliche Seele, predigte während der Adventszeit, der Fastenzeit und von Pfingsten bis Fronleichnam täglich, predigte auch an Festtagen der Heiligen, und die Menschen strömten herbei, ihm zu lauschen. Aber hatten sie Ohren, zu hören? Den unermüdlich tätigen, alternden Mann mag manchmal wie ein Hauch das Wort des Jesaias: «Man predigt wohl, aber sie halten's nicht», die Frage des Apostels Paulus berührt haben: «Predige ich denn jetzt Menschen oder Gott zu Dienst?» Unter all dem Wirken reifte im Redenden die Stille, im Rastlosen die Ruhe heran.

An Pfingsten 1487 geschah ein Ereignis, das in der Stadt großes Aufsehen erregte. Unter der damaligen lebenslustigen Jugend galt als das glanzvollste Glied, als Anwärter auf alle Freuden und Ehren ein junger Mann aus reichem Hause, der in Frankreich, von seinem Hofmeister Johannes Reuchlin begleitet, zum Lizentiat des bürgerlichen Rechtes promoviert, an den Universitäten von Orléans und Paris trotz des mahnenden Mentors so wenig wie möglich

studiert und um so mehr geprüßt hatte und der nach seiner Rückkehr in die Heimat Mittelpunkt eines großen, ausgelassenen Freundeskreises geworden war. Es erinnert an das alte Spiel vom «Jedermann», das zu jener Zeit in England aufgeführt wurde, wenn auch bei dem reichen jungen Basler am Bankett mit Vettern, Tischgesellen und Buhlschaft vor seinen Blicken, von den Genossen ungesehen, ein Wetterleuchten aufzuckte und er sich erhob und die Tafel verließ. Die Kumpane wußten wohl, daß sein Weg ihn dann über die Rheinbrücke ins kleine Basel führte. Sie ließen ihn ohne Neugierde ziehen, nahmen sein Verschwinden als geheimen Gang zu Freuden irdischen Sinnes hin, wußte man doch, daß unter den Nonnen von Klingenthal und St. Clara, die oft wegen Familienpolitik ohne jede innere Berufung das Klosterleben auf sich genommen hatten, manche nächtlicherweile die Schranken überschritten, um verbotene Früchte zu genießen.

Der mit allen irdischen Gütern gesegnete Jüngling jedoch tastete unerkant, in tiefen Ernst gehüllt, nach von der Außenwelt nicht geahntem Ziel: er pochte an die Pforte der Kartause; es wurde ihm Einlaß gewährt, und in Andacht versunken, wohnte er den nächtlichen Vigilien bei.

Durch diese Mitteilung in der Chronik des Kartäusermönches Georgius Carpentarius hat die Nachwelt erfahren, daß auch bei dem jungen Hieronymus Zscheckenbürlin die Wendung zur Einker nicht so plötzlich erfolgt ist, wie es seinen Zeitgenossen erscheinen mußte, als der Sohn des Oberzunftmeisters, der verwöhnte Sproß des durch Handels- und Wechselgeschäfte zu großem Reichtum und Ansehen gelangten Geschlechtes, unvermutet mit der Erklärung vor das öffentliche Konsistorium trat: er überlasse alle seine Güter und sein ganzes Erbteil dem Kartäuserkloster zu Eigentum. Am heiligen Pfingsttag gab er seinen Brüdern, Verwandten und Freunden ein köstliches Abschiedsmahl, und, zum letztenmal arbiter elegantiarum im roten geschlitzten Wams, fein gefältelten Hemd und wallenden goldblonden Locken, machte er sich auf zum weltabgeschiedenen Ziel. Seine Gäste gaben ihm das Geleit. Auf der Rheinbrücke stand viel Volk Spalier, um den strahlenden Jüngling, der sich Gott weihen wollte, zu sehen, und schloß sich dem Zuge an bis vor den Eingang ins Kloster. Als die Pforten sich öffneten, nahmen die Einsiedler in ihren weißen Kutten den farbenprächtigen jungen Büsser in ihrer Mitte auf. Hinter ihm schlossen sich die Pforten, und zu den in Ergriffenheit draußen Stehenden tönte langsam verklingend der Gesang des Psalmes: «Wie lieblich sind Deine Wohnungen, Herr Zebaoth», mit dem die Mönche den Novizen nach seiner Zelle geleiteten.

Am 15. August desselben Jahres entsagte Heynlin de Lapide für die letzte Stufe seines bewegten Lebens der Welt, trat auch er in die Kartause ein und tat am 17. November Profeß.

Durch Amerbach, der mit der Kartause in naher Beziehung stand, war der Gelehrte längst vertraut gewesen mit dem stillen Kloster jenseits des Rheins, auf das er von seiner Domherrenwohnung hinüberblicken konnte, vertraut mit den Einsiedlerklausen und ihren kleinen Gärten, wo schweigsame Mönche zwischen Fasten und Beten ihre Zeit wie der Kirchenvater Hieronymus dem Studium frommer Bücher weihten. Jetzt lag weltliche Literatur weit hinter dem Humanisten. In der Kartause widmete er seinen Fleiß und seine Gelehrsamkeit der Herausgabe der Kirchenväter. Amerbach besuchte ihn, und Briefe gingen zwischen den Nachbarn dies- und jenseits der Klostermauern hin und her. 1489—1495 wurden die Werke des heiligen Augustin gedruckt, die Werke des Kirchenvaters Ambrosius sollten folgen, und ermunternd schrieb Heynlin dem Freund, er möge des himmlischen Lohnes gedenken, wenn er hienieden «einen nach seinem Urteil nicht würdigen Lohn für seine Mühe» empfangen.

Bruno, der Stifter des Kartäuserordens, 1623 heiliggesprochen, der sich 1084 mit sechs Glaubensgenossen in die gebirgige Einöde bei Grenoble zurückgezogen hatte, war einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit gewesen. Seine Kommentare zu den Psalmen und den Episteln des Apostels Paulus zeugen für seine Kenntnis der griechischen und hebräischen Sprache. Studium und Abschreiben von Büchern galten in seinem Kloster als gottgefälliges Werk. In der Basler Kartause geistige Bildung aufblühen zu lassen, hieß in den Spuren des Ordensstifters wandeln. In Heynlins schmaler Klausur standen Bücherschränke, gefüllt mit kostbaren Manuskripten und den berühmten Pariser Drucken, den letzten Zeugen seines irdischen Besitzes. Der Klosterbruder hat die große Liebe zu dem in seiner Wirkung nicht abzusehenden neuen Machtmittel, zu der von ihm gläubig geförderten Druckerkunst, mitgenommen auf die Flucht aus der Welt.